

Bildung und soziale Mobilität

Im Bildungszentrum der AK werden am 16. Juni 2015 zunächst drei Studien präsentiert, daran schließt eine Podiumsdiskussion zum Thema „*Steht der Weg nach oben für alle offen?*“

„*Chancengleichheit in Österreich – Bildungs- und Einkommenskorrelationen von Geschwistern*“, präsentiert von **René Böheim** von der Kepler Universität Linz. Untersucht wurde, wie stark der Bildungs- und Arbeitsmarkterfolg vom familiären Hintergrund abhängt. Berechnet wurde die Korrelation von Einkommen und Bildung bei Geschwistern, die zwischen 26 und 30 Jahre alt und österreichische Staatsbürger sind und aus Familien unselbständig Erwerbstätiger stammen.

Ergebnisse:

Die Bildungskorrelation ist etwas höher als die Einkommenskorrelation. Die Unterschiede zwischen Brüdern und Schwestern sind gering. Die österreichischen Werte liegen am unteren Ende der in internationalen Studien berechneten Korrelationen und sind mit jenen in Dänemark oder Schweden vergleichbar.

„*Chancengleichheit durch Bildungspolitik – von der Chimäre zur Hoffnung*“, präsentiert von **Alysa Schneebaum** von der WU Wien.

Erkenntnisse:

Es besteht eine starke Korrelation zwischen Einkommensungleichheit und Mobilität. Je höher die Bildung der Eltern, desto eher besuchen Kinder einen Kindergarten. Kinder die einen Kindergarten besucht haben, haben als Erwachsene einen um einen Euro höheren Stundenlohn. Das Bildungsniveau der Eltern prägt das der Kinder. In Österreich ist der Zusammenhang beim Bildungsniveau zwischen Vater und Sohn und zwischen Mutter und Tochter besonders ausgeprägt.

Insgesamt kann gesagt werden, dass 54% der Kinder, wo mindestens ein Elternteil Akademiker ist, studieren, aber nur 6% der Kinder deren Eltern ausschließlich Pflichtschulabschluss haben. Bei Familien mit Migrationshintergrund (untersucht wurden nur solche aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien) ist in der ersten Generation das Vorbild des Vaters für den Sohn sehr wichtig, in der 2. Generation werden die Söhne sehr mobil. Die Frauen und Mädchen hingegen sind kaum mobil und sehr vom Mann bzw. Vater abhängig.

„*Zugangsbeschränkungen und Chancen(un)gleichheit im österreichischen Hochschulsystem*“, präsentiert von **Anna Palienko** von der WU Wien.

Hintergrund der Studie war die Entwicklung der sozialen Zusammensetzung von Erstinskribierenden an österreichischen Universitäten im Zeitraum 2000 – 2011/12. Die Ergebnisse beziehen sich auf jene Fächer, die durch das EUGH Urteil als stark nachgefragt gelten. Interessant war, dass bereits nach der Ankündigung, es könnte zu Zugangsbeschränkungen kommen, so viele Studierende nicht diese Fächer wählten, dass die Beschränkungen nicht eingeführt werden mussten. Bei Psychologie sank der Anteil der Frauen besonders stark. Bei der Humanmedizin zeigte sich durch die Einführung der Eingangstests, dass die Anzahl der Studierenden aus Akademikerfamilien stark anstieg und der Anteil der Frauen stark abfiel (von 66 auf 42%). Die Aufnahmeverfahren im Zuge der geplanten Studienplatzfinanzierung werde zu einer Ausweitung der Fächer mit Zugangsbeschränkungen führen.

Angesprochen auf ein zweites verpflichtendes Kindergartenjahr meint **SC Kurt Nekula** vom BMBF, dass über dieses ernsthaft nachgedacht werde, dass aber die Qualitätsfrage ebenso ernsthaft gestellt werden müsse. Zwei Drittel der Kinder mit Deutsch als Zweitsprache, aber auch 10% der Kinder mit Deutsch als Erstsprache haben erhöhten Förderbedarf. „Derzeit liegt der Prozentsatz der Kinder die Probleme haben zu Schulbeginn bei 20 – 25% und er bleibt gleich, wann immer es Tests gibt (4. oder 8. Schulstufe, PISA, PIAAC)!“ Von den Vierjährigen gehen 93% in den Kindergarten, die restlichen 7% müsse man sich genauer ansehen und fragen, ob auch genug Personal für sie vorhanden sei, denn die Qualität müsse stimmen.

Wilfried Altzinger von der WU Wien erklärt, dass sich in den ersten sechs Lebensjahren alles über den Bildungsverlauf entscheide, eigentlich beginne es schon bei der Zeugung des Kindes. Was im vorschulischen Bereich produziert werde, setze sich das ganze Leben hindurch fort. Nachher könne nur mehr wenig verändert werden. Er spricht sich dafür aus, weniger Geld an die Familien direkt auszubezahlen, sondern mehr in Sachleistungen für Kinder und in die Ausbildung der Kindergartenpädagoginnen zu investieren. In den nordischen Ländern hätten diese einen akademischen Abschluss, aber das müsse man auch finanzieren wollen.

Nekula erwidert, dass auch in Österreich viel in die Bildung investiert werde (300 Millionen € in die frühkindliche Förderung, 100 Mill. in die sprachliche Förderung, 800 Mill. in ganztägige Schulformen). Die Kompetenzverteilung sei das große Problem. Auch in Skandinavien wären nicht alle Kindergartenpädagoginnen akademisch ausgebildet. Aber die Pädagogischen Hochschulen müssten hier aktiv werden.

Martha Eckl von der AK begrüßt, dass die soziale Durchlässigkeit endlich zum Thema gemacht wurde. Barrieren für sozial Schwächere müssten abgebaut werden, die Jugendlichen sollten bis zu einem Abschluss im System gehalten werden.

Julia Hoffmann von der Kepler Universität betrachtet in ihrer Arbeit Bildung unter dem Blickwinkel von Arbeitsmarktchancen. „Die Gesellschaft ist so gut ausgebildet wie nie zuvor, aber es gibt auch so viel Arbeitslose wie nie zuvor“. Man müsse einen Arbeitsmarkt finanzieren, der die gut Ausgebildeten aufnehmen kann. Als besonderes Problem sieht sie die Arbeitslosigkeit bei Frauen, die sich oft auch in versteckter Arbeitslosigkeit zeige, und bei jungen gut ausgebildeten Personen. Hier sei die Rate um 23% gestiegen. Auch Akademiker/innen, vor allem solche mit einem Abschluss in Geistes- und Kulturwissenschaften, seien betroffen.

Von Teilnehmer/innen aus dem **Publikum** wird vorgebracht, dass in Wien die Arbeitslosenquote bei 36 % liege und viel zu wenig dagegen unternommen werde, dass jedes zusätzlich in Bildung- oder Ausbildung verbrachte Jahr eine Lohnerhöhung von 5% bringe, dass es unzulässig sei soziale Selektion mit Zugangsbeschränkungen zu vermischen, dass der FH Sektor als besser sozial durchmischt gelte obwohl er Zugangsbeschränkungen habe, dass es zwar mehr Personen gebe die ein Studium beginnen, aber weniger die es beenden, was auch mit der sozialen Lage der Studierenden zusammenhänge.

Christine Krawarik